

**Malerei von Anna McCarthy und Maximilian Helk**

Oogschaduw – das niederländische Wort für „Lidschatten“ – klingt weich, fast beiläufig. Aber der Schatten im Titel meint mehr als nur einen Farbschleier am Augenlid. Es geht um das, was sich entzieht, was mitläuft, mitdenkt, mitschwingt – um das, was nicht gleich sichtbar ist. Genau dort setzen die Arbeiten von Anna McCarthy und Maximilian Helk an: Sie graben, schieben, kratzen an der Oberfläche und legen das Verborgene frei.

Maximilian Helks Bilder geben sich auf den ersten Blick harmlos – fast, als wären sie einem auf dem Speicher entdecktem Kinderbuch entstiegen: zart, verspielt, ja geradezu tröstlich. Dieser Eindruck kommt nicht von ungefähr. Mit weichen Farbübergängen, Frottagen und locker gesetzten Linien baut Helk Szenen, die wirken, als kenne man sie schon – irgendwoher, irgendwann. Doch genau darin liegt die erste Falle. Die vermeintliche Harmlosigkeit hält nicht lange an. Schnell wird klar: Da stimmt etwas nicht. Da sind Figuren mit finsterem Blick, bedrückende Räume, in denen die Zeit stehen geblieben scheint. Man verliert die Orientierung – wie in einem Märchen, das kein gutes Ende kennt. Die Oberfläche bleibt freundlich, doch der Inhalt zieht das Bild leise in eine andere Richtung. Helk spielt mit vertrauten Formen – aber in ihnen lauert ein Unbehagen, das sich langsam, aber hartnäckig bemerkbar macht.

Ganz anders – und doch komplementär – begegnet Anna McCarthy dieser Welt. Ihre Malerei ist direkt, roh, improvisiert – quick and dirty. Sie verwendet, was da ist: Billigmaterialien, Gebrauchtes, Fundstücke. Ihre Bilder sind keine festgezurrten Aussagen, sondern in Bewegung – wie Gedanken, die sich verweigern, geradewegs auf den Punkt zu kommen. Was McCarthys Arbeiten zusammenhält, ist ein wacher Blick für das Politische im Persönlichen – und umgekehrt. Sie nimmt aktuelle gesellschaftliche Themen auf, aber nicht mit erhobenem Zeigefinger, sondern mit Witz, Spott und einem klaren Gespür für Absurdität. Ihr Humor ist scharf, aber nie kalt; ihre Kritik trifft – aber sie kommt immer im Dialog. McCarthy lacht mit dem Publikum – und nicht über es. Ihre Malerei erzählt Geschichten, ohne sie ganz auszuerzählen. Die Erzählstränge springen, verweben sich, lösen sich wieder auf. Was bleibt, ist das Gefühl, dass man irgendwie selbst gemeint ist – nicht direkt, aber auf Umwegen.

In Oogschaduw treffen diese beiden Haltungen aufeinander – und schaffen ein Spannungsfeld zwischen Andeutung und Ansage, zwischen Poesie und Protest, zwischen Kontrolle und Kontrollverlust. Der Schatten im Titel ist dabei kein Ort der Dunkelheit, sondern der Möglichkeit. Er steht für das, was sich nicht sofort fassen lässt – für Risse in der Wahrnehmung, für Brüche im Bild.

Oogschaduw fragt nicht nur, was gezeigt wird, sondern auch, was man (nicht) sehen will – oder vielleicht auch: was man sieht, wenn man die Augen schließt. Denn das Lid ist nicht nur Oberfläche, sondern auch Schwelle. Dahinter beginnt ein anderer Blick: von innen, ins Dunkle, ins Vage. Erst scheint da nichts – aber wer lang genug hinschaut, sieht, wie aus dem Verborgenen Bilder auftauchen. Mal klar, mal flackernd, mal völlig daneben. Die Ausstellung nimmt genau diesen Innenblick ernst: Sie lädt dazu ein, sich einzulassen, den schnellen Sinn zu vergessen – und das, was auftaucht, einfach mal stehen zu lassen. Ob es sich dann in ein Gefühl, eine Geschichte oder einen Irrtum verwandelt, bleibt offen. Manchmal reicht ja schon ein gutes Nachbild.